

KIM RABE



BERLIN
MONSTER

ROMAN

EIN DIEB KOMMT
SELTEN ALLEIN



l**ü**bbe

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Inhaltswarnung

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

Über das Buch

Privatermittlerin Lucy hat sich auf übernatürliche Fälle spezialisiert. Und von denen gibt es so einige in Berlin, wo Geister in den Plattenbauten spuken und Kobolde den Kiez unsicher machen. Den Auftrag vom Pergamon-Museum, mythische Artefakte zu überprüfen, hält sie für eine leichte Sache. Als sie ausgerechnet die zwei gefährlichsten als Fälschungen identifiziert, wird Lucy auf einmal verdächtigt, die echten gestohlen zu haben. Gejagt von der Polizei heftet sie sich an die Fersen der Diebe, um ihre Unschuld zu beweisen. Doch dann werden die geraubten Artefakte auch noch bei einer Serie dreister Banküberfälle eingesetzt, und plötzlich steht mehr auf dem Spiel als nur Lucys Glaubwürdigkeit ...

Über die Autorin

Kim Rabe wurde Weihnachten 1981 im verschneiten Alpenvorland geboren. Heute lebt und schreibt sie in der schönen Stadt Nürnberg. Sie arbeitet als Wissenschaftsjournalistin in einem Forschungsinstitut und nutzt jede freie Minute, die ihr neben Arbeit und Familie bleibt, zum Schreiben von magischen Geschichten. Ihr neuester kreativer Ausflug führt die Leser nach Berlin.

KIM RABE



**BERLIN
MONSTER**

ROMAN

**EIN DIEB KOMMT
SELTEN ALLEIN**

l**ü**bbe

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Dieser Titel ist auch als Hörbuch-Download erschienen

Originalausgabe

Copyright © 2021/2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Hanka Leo

Einband-/Umschlagmotive: © shutterstock: Marco Richter | alamella |
Kconstantine | Sabphoto | Kozyreva Elena | solar22 | TRONIN ANDREI

Umschlaggestaltung: Massimo Peter-Bille

eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7517-2107-3

www.luebbe.de

www.lesejury.de

Inhaltswarnung:

Dieses Buch enthält Szenen mit folgenden Themen, die für Leser:innen belastend sein könnten: Alkoholkonsum, Drogenkonsum, Gewalt, Rassismus, Gefangenschaft, Ersticken, Suizidversuch, Mord.

1

Es gibt diese Tage, an denen nichts geschieht. An denen wir die Zeit für Wochen anhalten könnten oder vorspulen, ohne in der Erinnerung einen Unterschied zu bemerken.

In meinem Fall waren es zwei frustrierende Monate und zwei mickrige Fälle. Ich hatte eine wochenlang schmerzlich vermisste Siamkatze gesucht, die sich als treuloses Biest entpuppte und mich blutig kratzte, als ich sie fett gefressen aus der Nachbarwohnung zurücktrug. Und ich hatte eine ebenso treulose Ehefrau beschattet, deren Mann nach meinen Enthüllungen so untröstlich war, dass er sich mit meinem Honorar nach Teneriffa davonmachte. Etwa vierzehn Mal musste ich meine Vermieterin beschwichtigen, weil ich mit der Miete im Rückstand bin.

Wenn es so weitergeht, wird auf meinem Grabstein stehen: *Keine besonderen Vorkommnisse* - und das wäre eine Schmach, als Privatdetektivin in einer Stadt, in der kaum ein Vorkommnis nicht besonders ist.

Aber weil die Zeit zum Glück ein verrücktes Konstrukt ist, gibt es auch diese Tage, an denen dann alles auf einmal geschieht.

So wie heute. Es ist eigentlich ein Sonntag zum Ausschlafen und Kater kurieren. Stattdessen stehe ich im Treppenhaus am Fenster, ein Umzugskarton unter dem Arm, und gähne Zigarettenrauch in die Morgendämmerung - als ein Schatten vor dem Fenster vorbeirauscht. Ein Knall schlägt mir wie eine Faust auf die Ohren, gefolgt von einem misstönenden Scheppern und Klimpern. Zeitgleich schrillt in meiner Tasche das Telefon

los, und vom oberen Stockwerk rast eine Palme auf mich zu.

Ich werfe die Kippe aus dem Fenster und gehe in Deckung. Die Palme poltert an mir vorbei die Stufen hinab. Wedel kratzen über meine kurzen Locken, als versuchten sie, sich daran festzukrallen. Zehn Stufen tiefer geht der Tontopf zu Bruch. Scherben klirren, Blähtonkügelchen kullern durchs Treppenhaus.

»Oh Lucy, Entschuldigung!« Cosimas Gesicht taucht über mir auf, fast so pink leuchtend wie ihr Trainingsanzug. Locken ringeln sich aus ihrem Pferdeschwanz, Mascara gerinnt mit Schweiß zu schwarzen Streifen an ihren Schläfen. Trotzdem vollbringt sie das Kunststück, bei ihrem Umzug zauberhaft auszusehen.

»Mir ist die Palme vor Schreck aus den Händen gerutscht«, ruft sie. »Was war das für ein Knall?« Schon springt sie zu mir herab und beugt sich aus dem Fenster.

»Mein Klavier!« Ihre Stimme klirrt vor Entsetzen.

Ich schaue hinaus auf eisbereifte Platanen und dösende Häuserzeilen, dann hinunter zur Straße. Zwischen umgenieteten Pfosten und dem Grünstreifen des Sparrplatzes parken Cosimas rostgrüner Mini und der zerbeulte Sprinter der Spedition *Trylle*. Und auf dem Kopfsteinpflaster liegt Cosimas Klavier – besser gesagt das, was einst ihr Klavier gewesen ist.

Ein Trümmerhaufen zerschmetterter Holzplanken, aus denen Drahtsaiten baumeln. Weiße und schwarze Klaviertasten verteilen sich übers Pflaster wie ausgeschlagene Zähne.

Cosima stößt eine Reihe unflätiger Worte aus, dann schlägt sie die Hände vor den Mund. Ich recke die Faust und füge ihren Flüchen noch ein paar meiner eigenen hinzu. Das Dutzend Pixies, das über dem Debakel in der Luft herumsaust, wird still und lugt zu uns herüber.

Nur das Telefon in meiner Tasche schrillt immer noch.

»Ihr elenden Nichtsnutze«, brülle ich. »Ich hoffe, ihr seid versichert!«

Dem entsetzten Blick des Trolls, der soeben aus dem Transporter steigt, entnehme ich, dass dem nicht so ist.

Verdammt. Es war meine Idee gewesen, *Trylle* eine Chance zu geben. Ein Umzugsunternehmen, geleitet von einem schwedischen Felstroll und einem fliegenden Kobold, hielt ich für eine unterstützenswerte Sache. Stifs haben es immer noch schwer, eigene Geschäfte aufzuziehen. Außerdem waren sie günstig.

»Casrentin wars«, schreit einer der Pixies los, ein rothaariger Kerl mit Libellenflügeln. »Der hat dit Klavier losjelasen.«

»Dit war Melmuyres Schuld«, keift ein Blonder. »Der hat mir ins Ohr jebissen.«

»Weil du zugegeben hast, dass du Gwenny den Ring jeschenkt hast«, kreischt ein anderer und versetzt Casrentin einen Hieb.

»Na und?« Casrentin senkt den Kopf und rammt ihn Melmuyre in den Bauch, der packt ihn und wirft ihn zurück durch die Luft, dass er einen Salto hinlegt. »Sie is meene Freundin!«

»Warum weeß se dann nüscht davon?«

Flügel Schlagend prallen sie gegen die anderen Pixies, und im Nu ist eine luftige Keilerei im Gange.

Ich will in Grund und Boden versinken. »Oh Mann, diese Trottel. Das tut mir so leid.«

Tränen glitzern in Cosimas Augen. »Kannst du nichts für, Lucy.«

Doch, das kann ich. »Ich klär das für dich.«

Wir eilen die Treppe hinunter. Sie richtet unterwegs die Palme auf, ich schalte mein Telefon stumm.

Wir sind nicht die Einzigen, die sich das Desaster aus der Nähe anschauen. Bei Müllers im zweiten Stock wackeln entrüstet die Gardinen, im ersten Stock hat Frau Can ihr Fenster geöffnet. Vom Späti kommen Volkan und seine

Tochter herbeigeeilt. Zwei Rentnerinnen in Daunenmänteln nehmen auf der Parkbank Platz, Vogelfuttertüten als Alibi auf den Knien, und vom Sparrplatz schlappen ein paar Teens heran, wahrscheinlich auf dem Heimweg von irgendeiner Party. Sie fläzen sich mit Augenringen und Bierflaschen auf Cosimas Stühle, die hinter dem Heck des Transporters im steif gefrorenen Gras stehen. Der Erste macht sein Handy startklar.

»Willkommen im Wedding«, murmele ich. »Gleich baut jemand 'nen Grill auf.«

Cosima betrachtet schluchzend die Reste ihres Klaviers.

Ich verschränke die Arme und brülle: »Trylle!«

Er kommt auf uns zumarschiert, seine Omega-Strahlung brummend wie ein Bergwerk. Schwarze Augen stechen unter felligen Brauen hervor, und sein Kiefer ist so breit, dass er ein Croissant quer essen könnte.

Trolle wirken auf die meisten Leute finster bis bedrohlich, doch ihre Mimik kennt feine Nuancen. Trylles Nase bebt, und er zerknüllt sein Käppi mit dem grünen Firmenlogo zwischen den Fingern. Er ist äußerst zerknirscht.

Einer der Pixies landet auf seiner Schulter und lässt sich zu uns transportieren. Rotblond, vielleicht irisch, das gleiche Käppi in Klein. Trylles Geschäftspartner. Er schaut deutlich giftiger drein, und sein Omega surrt wie ein Moskito. Ich hüte mich, ihn zu unterschätzen. So zierlich wie die Kobolde wirken, sind sie doch stark genug, um zu viert ein Klavier durch die Luft in den fünften Stock zu tragen. Außerdem ist ihre Spucke ätzend.

»Tut mir leid, Frau«, grollt Trylle in Cosimas Richtung, woraufhin sie einen Schritt zurückweicht. »Sehr leid.«

»Dieses Klavier«, zische ich. »War Cosimas Ein und Alles. Ihr habt es kaputt gemacht. Ihr habt ihr diesen wunderbaren Tag versaut.«

»Ich weiß.« Er knetet seine Kappe so fest, dass der Stoff quietscht.

»Ihr kriegt 'nen Nachlass«, sagt der Pixie auf seiner Schulter. »Dreihundert Euro.«

»Dreihundert Euro?« Ich stoße den Atem aus, dass er wie ein empörter Geist zwischen uns in der Luft schwebt. »Hast du jemals Klavier gespielt? Weißt du, wie viel so ein Instrument wert ist? Da hängen Erinnerungen dran!«

Trylle stöhnt auf. Die Teens filmen, Cosima kniet sich aufs Pflaster und streicht über das zerschmetterte Holz.

»Fünfhundert.« Der Pixie verschränkt die Arme. »Mehr war der Holzkasten nicht wert.«

»Achthundert«, sage ich. Hinter mir nehme ich plötzlich eine weitere Präsenz wahr. Ein Omega-Schnurren, das mich so wohlig umfängt, dass ich mich direkt hineinkuscheln könnte.

»Außerdem räumt ihr die Straße wieder astrein sauber und entsorgt alles«, füge ich hinzu.

»Und sobald Cosima ein neues Klavier erworben hat, liefert ihr es kostenfrei in den fünften Stock«, ergänzt eine kultivierte Männerstimme. »Ohne es fallen zu lassen.«

Aki. Er tritt lautlos neben mich. Mit seinem eleganten Mantel sieht er aus, als käme er von einem Geschäftstermin, dabei ist er Schriftsteller und trägt statt einem Aktenkoffer eine Katzentransportbox, aus der zwei neugierige Augen blinken. Sie gehören zu Professor, Cosimas Kater. Doch das Schnurren stammt von Aki, und ich bin die Einzige, die es wahrnehmen kann.

Akaman Div - eigentlich *Akwân-e Dîw* - ist ein Dämon. Genauer gesagt, der persische Erzdämon der bösen Gedanken, entsprungen aus dem Aberglauben einiger Wüstenvölker.

Man sieht es ihm nicht an. Er ist schmal, nur ein Daumen breit größer als ich. Sein schwarzes Haar ist leicht wellig und sein Gesicht auf eine unaufdringliche Weise attraktiv. Nur seine geschwungenen Augenbrauen verraten ihn. Je nach Mienenspiel geben sie ihm etwas Katzenhaftes - oder etwas Teuflisches.

Aber vor allem ist er mein Mitbewohner und bester Freund. Seine Omega-Strahlung würde ich aus jeder noch so großen Menge herausspüren.

»Könnt ihr vergessen!«, schimpft der Pixie.

Trylle hebt die Pranke, als wolle er ihn fortwischen. »Gut, achthundert.« Er streckt die Hand Richtung Cosima aus, ignoriert das fauchende Gezappel auf seiner Schulter.

Cosima zögert.

»Nimm es an«, sage ich, und auch Aki nickt ihr zu. Achthundert kostet der gesamte Umzug. Da Trylle keine Versicherung hat und der Deal steuerfrei lief, haben wir keine Chance, mehr herauszuschlagen. Außerdem will ich niemanden übers Ohr hauen. Zumindest niemanden, der eigentlich in Ordnung ist.

»Okay.« Cosima hält Trylle die Hand hin und guckt mit ängstlicher Miene zu, wie er sie drückt. Das Publikum zieht murrend von dannen, es hatte wohl mehr erwartet.

»War das nicht ein bisschen hart?«, raunt Cosima. »Die haben es doch nicht mit Absicht fallen lassen. Und ich kann mir ein Neues kaufen. Ich meine, sie sind eben ...«

»Sie sind in erster Linie Geschäftsleute«, flüstere ich zurück. »Und wenn du sie respektierst, solltest du sie auch so behandeln. Außerdem war das Klavier mehr wert.«

Ich weiß, dass sie uns zuhören. Ihr Gehör ist deutlich feiner als unseres. Die Pixies beginnen aufzuräumen, zischen sich dabei gegenseitig Beleidigungen zu. Trylle schnappt sich einen Stapel Kisten und stampft durchs Treppenhaus.

Aki hebt die Box mit dem maunzenden Professor hoch.

»Ihr friert«, stellt er fest. »Kommt, ich mache euch einen Kaffee.«

»Tee ist auch in Ordnung«, sagt Cosima. »Ihr trinkt doch lieber Tee? Ich hab in der Küche den Stapel Earl-Grey-Packungen gesehen.«

Aki und ich wechseln einen Blick, dann schaut er weg.

»Kaffee passt schon«, sage ich.

Earl Grey war Lores Lieblingsgetränk. Mit einer Prise Meersalz.

Letzte Woche ist Lore bei uns ausgezogen. Sie ist eine Sirene - ein Wasserwesen mit betörender Stimme - und war so etwas wie unser Schützling. Eigentlich Akis Schützling. Was Freundschaften angeht, bin ich nicht so der Knüller. Und daran ist meine Arbeit nur zum Teil schuld.

Dabei dachte ich vor drei Monaten noch, ich wäre auf der Gewinnerseite. Ich hatte ein paar emotionale Schluchten durchschritten, okay, aber dafür hatte ich immerhin eine Mordserie aufgeklärt. Darüber hinaus hatte ich erfolgreich mit meinen Ex-Kollegen bei der ÜSG 9 zusammengearbeitet, ein paar neue Seilschaften geknüpft - und die Affäre mit meinem Ex-Boss Tom Thomsen wieder aufleben lassen.

Doch nach dem Rausch des Erfolgs kam der Kater. Fast das gesamte Beraterhonorar der Polizei ging für die Renovierung meines Büros und einen neuen Laptop drauf, weil beides von ein paar wütenden Nazis zerlegt worden war. Meine Ex-Kollegen meldeten sich nicht mehr - bis auf Tom, aber der hatte kein dienstliches Anliegen. Weil es sich doch nicht bewährte, alte Flammen aufzuwärmen, ignoriere ich seit Wochen seine Anrufe.

Auch eine der neuen Seilschaften entpuppte sich als Fluch. Denn ich schulde seither der Faerie-Königin einen Gefallen - und das tut niemand, ohne es zu bereuen.

Meine Mitbewohnerin Lore nahm die Geschehnisse zum Anlass, um all ihren Mut zusammenzukratzen, ihren lausigen Job zu kündigen und sich für ein Studium in Kopenhagen einzuschreiben. Ich hätte nicht gedacht, dass sie mir so fehlt. Mit ihr zusammen waren Aki und ich ein Dreiergespann, wenn auch ein oftmals hinkendes.

Und Aki? *Zwischen die beiden passt kein Blatt Papier*, hätte meine Tante Greta über uns gesagt. Doch aktuell

passt ein ganzes Buch unausgesprochener Dinge zwischen uns.

Wir gehen die Treppe hoch. Frau Can schenkt uns ein Zahnlückengrinsen. Sie kehrt unsere Scherben im Treppenhaus zusammen und lässt sich auch von meinem Protest nicht davon abbringen.

»Entschuldigt mich.« Jäh drückt Aki Cosima die Katzenbox in die Hand, springt gewandt die Stufen empor und schlüpft im zweiten Stock gerade noch an der Wohnungstür vorbei, ehe die sich öffnet. Sein Dämonen-Talent, böse Gedanken zu lesen, hat ihn offenbar vorgewarnt.

Schon streckt Müller den Unterhemdbauch aus der Tür. »Stifs als Umzugshelfer«, schimpft er mir entgegen. »Nehmen uns die Arbeit weg und könnens nicht mal. Und Sie lassen die auch noch in unser Haus? Ick gloobs nich! Zählen Se ja Ihre Schlüssel nachher.«

Cosima stapft mit der Katzenbox die Stufen hinter mir hinauf.

»Guten Tag, ich bin Cosima Jansen, Lucys neue ...« Ihre Stimme verebbt.

Er starrt sie an, von oben bis unten, dann wieder mich. »Dit zieht bei Ihnen ein? Na, halleluja. Aber wenigstens is dit 'n Mensch.«

»Wenigstens kann man sich seine Mitbewohnerinnen aussuchen«, knurre ich. »Im Gegensatz zu seinen Nachbarn.«

Er bläht seine Brust auf. Ich trete einen Schritt vor. Ich bin ein Meter siebenundsiebzig, und wenn ich will, kann ich sehr grimmig dreinschauen – ein Vermächtnis meiner Zeit als Polizistin. Müller weicht zurück und schlägt die Tür zu.

Cosima zieht mich weiter. »Du musst nicht jeden Kampf für mich kämpfen.« Als sie meine Miene sieht, lächelt sie. »Denkst du, ich lass mich von so was kleinkriegen? Egal, was heute noch passiert, ich bin froh, aus meinem

schimmlichen Kellerloch raus zu sein. Souterrain-Loft, so steht es seit heute beim Immobilienportal, kannst du das glauben? Klavier konnte ich dort auch nicht spielen, weil die Vermieter es nicht wollten.« Sie guckt auf einmal besorgt. »Lucy, ich muss mir kein neues Klavier besorgen, wenn es euch stört. Ich kann ja nur abends spielen. Wegen meiner Schichten schlafe ich tagsüber wie ein Stein. Der arme Professor findet mich total langweilig.«

»Ach was«, sage ich. »Hier kannst du auf die Tasten hauen, wann du willst. Und Professor wird sich den ganzen Tag auf Akis Schoß rekeln und ihn vom Schreiben abhalten, wirst sehen.«

»Oh Honey.« Sie lacht ihr kratziges Lachen, aus dem kurz die Person hervorblitzt, von der ich anfangs glaubte, sie wäre alles, was sie ausmacht. Vor ein paar Monaten habe ich sie kennengelernt, an ihrer Arbeitsstätte, dem mondänen Nachtclub Elite. Sie half mir dort bei einem Fall.

Cosima ist in der Clubszene der Berliner Schickeria äußerst populär; eine hinreißende trans Frau und Barkeeperin, ironisch und eine Prise verrückt, die jedem Gast einen einzigartigen Cocktail mixt. Allein vom Trinkgeld könnte sie leben. Müsste sie für jeden blöden Spruch, den sie zusätzlich einsteckt, Geld zurückgeben, käme sie allerdings bei null raus. Sie mag ihren Job trotzdem, sagt sie. Für sie ist er wie ein schillerndes Kostüm, das sie allmorgendlich in der Garderobe zurücklassen kann. Doch Kostüme kann man in die Reinigung geben, Gefühle nicht. Und Cosima ist ein feiner, mitfühlender Charakter. Ich bin mir sicher, dass sie Trylle nachher heimlich Lohn für die Schufterei zustecken wird.

»Ich rieche Kaffee«, sage ich und hake sie unter. »Komm.«

Mit dem Fuß schiebe ich Umzugskartons beiseite, dann die Tür auf. Unsere Wohnung ganz oben im fünften Stock ist auf behagliche Weise heruntergekommen. Stuck blättert an der Decke, Holzbohlen knarzen, und der winzige Balkon

hängt so windschief, dass wir ihn lieber nicht alle gleichzeitig betreten. Es ist die größte Wohnung im Haus, um die uns die Nachbarn jedoch nicht beneiden – die meisten von ihnen sind alt genug, um Treppen zu meiden. Wer sagt, unser Kiez sei hip, nur weil jedes Jahr ein paar neue Trendlokale und Ateliers öffnen und wieder schließen, hat keine Ahnung von der Zähheit der alten Weddinger. Nur die Stifs sind zäher – aber bisher hat es sich neben Aki nur eine Handvoll von ihnen in unserem Viertel heimisch gemacht.

Ich wühle in meiner Tasche, weil mein Handy schon wieder vibriert. Drei Anrufe in Abwesenheit. Jemand meint es ernst. Das kann gut oder schlecht sein.

Ich bin eher auf das Schlechte eingestellt.

Genieße das Leben, solange deine Würfel noch in der Luft sind, sagte die Faerie-Königin Maeve vor drei Monaten zu mir. *Bald werden sie fallen*.

Der Teufel, so heißt es, will deine Seele. Ein Faerie will einen Gefallen. Schuldzettel-Deals mit ihnen sind illegal, und das aus gutem Grund. Sie geben dir das, was du willst – Geld, Rache, einen Karrieresprung oder die Heilung eines Angehörigen, aber irgendwann fordern sie deine Schulden ein. Als ich noch bei der Polizei arbeitete, hatten wir ein paar dieser Fälle, bei denen unbescholtene Bürger Morde für einen Faerie ausführten oder ihre neuen Posten für Betrug missbrauchten. Wir konnten ihnen nie etwas nachweisen. Denn es läuft wie bei der Mafia: Wenn du nicht tust, was sie einfordern, bist du dran, ebenso, wenn du plauderst. Und wenn du abhaust, wird deine Familie bestraft.

Meine Familie ist sowieso schon fragil genug.

»Was ist los?« Aki drückt mir eine Kaffeetasse in die Hand. Sein Spürsinn für meine Probleme ist übernatürlich. Doch er weiß nichts von meinem Deal mit Maeve, den ich damals einging, um ihn zu retten. Und so muss es bleiben.

Ich zucke mit den Schultern. »Irgendwer versucht den ganzen Morgen schon, mich zu erreichen.«

»Vielleicht will er dich engagieren.«

»Oder es ist meine Vermieterin. Bin ein bisschen mit der Büromiete im Rückstand.«

»So schlimm, dass sie an einem Sonntag anruft?« Aki runzelt die Stirn.

Cosima, die gerade Professor aus der Box lässt, den prächtigen, flammend roten Kater, hält inne. »Laufen deine Aufträge nicht gut, Lucy?«

Um Zeit zu schinden, krame ich in der Parkatasche nach meiner Zigarettenschachtel. Nur um festzustellen, dass sie leer ist.

»Gut ist relativ«, murmele ich. Beschissen wäre die Wahrheit. Oder das Geständnis, dass ich mir erst mal keine neuen Zigaretten leisten kann.

»Nimm meine.« Cosima reicht mir ihre Schachtel. Professor, der auf ihrem Arm sitzt, schlägt mit den Krallen danach.

»Ich hab's noch immer aus den roten Zahlen geschafft«, sage ich. »Ihr werdet sehen, bis heute Abend habe ich einen neuen Fall. Ich spüre es in den Knochen.«

Ich mache mich auf den Weg zum Balkon, bevor sie weiterfragen können. Weil ich nämlich Bullshit rede. Ich spüre gar nichts. Seit mehr als zwei Jahren balanciere ich über dem Abgrund zwischen abgebrannt und pleite, ohne dass sich nennenswert was ändert. Gerade als ich die Balkontür öffne, vibriert mein Handy erneut.

Aki und Cosima blicken von Professor auf, der geduckt sein neues Revier erkundet.

»Ich spendiere eine Flasche Champagner«, ruft Cosima. »Wenn das dein neuer Fall ist.«

Ich trete hinaus in die Kälte, schließe die Tür hinter mir und nehme den Anruf an.

»Spreche ich mit Lucy Wayne?« Eine barsche Frauenstimme.

»Ja.«

»Warten Sie, ich stelle Sie durch.« *Klick.*

Ich zünde mir die Zigarette an, ziehe die Kapuze über den Kopf und blicke über den Hinterhof. Zwei Matratzen voller Schimmelflecken lehnen neben ausgeschlachteten Fernsehern. *Everything's possible*, hat jemand mit euphorischem Schwung auf den Müllcontainer gesprüht – entweder war er naiv oder high.

Oder vielleicht ist am Telefon tatsächlich ein Klient. Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Klick.

Hinter mir stecken Aki und Cosima über Professor die Köpfe zusammen und lachen über irgendwas. Cosima ist größer als Aki, ihre Schultern sind kantiger als seine – und doch lugt sie scheu zu ihm hinüber, als wäre sie ein Reh und er ein Panther. Wenn sie ihn besser kennenlernt, wird ihre Befangenheit verschwinden. Die beiden haben mehr miteinander gemeinsam als mit mir.

Ich ziehe an meiner Zigarette und fluche. Hat mich die Telefonfrau in einer toten Leitung geparkt?

Klick.

Die Hoffnung hat mich mal wieder aufs Kreuz gelegt. Gerade als ich die Verbindung beenden will, meldet sich ein Mann in der Leitung.

»Du meine Güte«, schnauft er. »Frau Wayne. Gott sei Dank erreichen wir Sie endlich. Ich weiß, das ist kurzfristig und auch noch Wochenende, aber uns ist jemand ausgefallen. Wir würden Sie gerne für heute Abend buchen.«

Mir fällt fast die Zigarette aus dem Mund. »Worum geht es?«

»Um die Verifizierung der Echtheit von magischen Artefakten.« Er hat ein zittriges Tremolo in der Stimme. Er ist alt. »Sie sind doch die Ermittlerin mit der Fähigkeit, die Omega-Strahlung von manifestierten Wesen und Dingen wahrzunehmen?«

»Die bin ich. Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Entschuldigen Sie.« Er lacht nervös auf. »Ich bin Direktor Ludwigshof. Vom Pergamonmuseum. Hier geht es drunter und drüber. Die neue Ausstellung wird übermorgen eröffnet. *The Art of Artefacts*. Eine exklusive Sammlung manifestierter Gegenstände. Sie haben bestimmt davon in der Zeitung gelesen.«

»Da können Sie sicher sein.« Er muss nicht wissen, dass ich den Kulturteil nur dafür nutze, um meine Schuhe zu trocknen. »Ich würde Ihnen gerne helfen. Doch ich müsste andere Termine absagen, und ...«

»Es würde nur etwa zwei Stunden beanspruchen«, unterbricht er mich. »Die Artefakte sind mit technischen Scannern überprüft. Wir wissen, dass sie echt sind. Aber heute Abend sind die Sammler zu einem Vorabempfang eingeladen. Wichtige Persönlichkeiten, die uns mit ihrer Leihgabe einen großen Gefallen erweisen. Für sie sollte Professor Hafke vom Nationalarchiv eine Führung halten. Leider fällt er aus. Die Führung übernehme ich, doch wir brauchen jemand, der sozusagen«, er zögert, »für die menschliche Note sorgt?« Es klingt, als wäre ihm sein Anliegen ein bisschen peinlich. Zu Recht.

»Ich bin Ermittlerin«, sage ich. »Keine Darstellerin, die irgendwelchen Gegenständen die Hände auflegt.«

»Das verstehe ich, Frau Wayne.« Er seufzt. »Wir entschädigen Sie selbstverständlich. Das übliche Sachverständigenhonorar beträgt bei uns fünfundneunzig Euro pro Stunde. Plus Anfahrt.«

Fünfundneunzig? Ich ächze. Was er prompt falsch versteht.

»Aufgrund der Kurzfristigkeit können wir auf hundertdreißig erhöhen«, sagt er eilig. »Zwei Stunden Vorbereitung müssten Sie vielleicht auch noch einplanen ...«

»Einverstanden«, sage ich ebenso eilig wie er.

Er redet weiter, doch ich höre nicht mehr hin. Über fünfhundert Euro für vier Stunden Arbeit. Das deckt die Büromiete vom November und meine Ausgaben für die nächsten zwei Wochen. Wenn ich nur Reis esse, sogar für drei.

»Schicken Sie mir die Details bitte per E-Mail«, sage ich.

Als ich auflege, starren mich die anderen beiden durch die Balkontür an.

Ich stoße die Tür auf und spüre selbst, wie das Grinsen mein Gesicht in die Breite zieht. »Hol den Champagner, Cosima!«, rufe ich. »Ich habe einen Auftrag.«

Sie strahlt. »Von wem?«

»Vom Direktor des Pergamonmuseums. Ich soll heute Abend für eine Ausstellung ein paar Gegenstände auf Omega-Strahlung abklopfen.«

»Wie schön für dich!« Sie freut sich mit mir.

»Welche Ausstellung?«, fragt Aki.

Als ich es ihm sage, wandern seine Augenbrauen nach oben.

»Übermorgen soll sie eröffnet werden«, sage ich. »Heute Abend ist eine Vorabveranstaltung für die Sammler. Da sind fantastische Stücke dabei!« Ich krame in meiner Erinnerung an das Telefonat. »Fliegende Teppiche, historische Glücksmedaillons, der Dreizack des Poseidon ...«

»... das Schwert Excalibur«, fügt er hinzu. Eine senkrechte Falte gräbt sich in seine Nasenwurzel.

»Genau«, sage ich. »Sie haben sie technisch längst überprüft. Aber der Museumsdirektor sagte, er wolle dem Ganzen eine menschliche Note verleihen.«

»Er will eine Show.« Cosima schmunzelt. »Mit dir als Attraktion.« Damit kennt sie sich aus.

»Das ist kein Zirkus, sondern das Pergamonmuseum«, erwidere ich. »Eine seriöse Bildungseinrichtung.«

»Aber warum engagieren sie dann dich?«

Ich reiße die Augen auf. »Hältst du mich etwa nicht für seriös?«

Wir prusten. Nur Aki bleibt ernst.

»Ich hab kein gutes Gefühl bei der Sache«, sagt er. »Cosima hat recht. Das ist nicht dein Metier. Außerdem ist die Ausstellung unter Stifs umstritten. Einige Exponate gelten als Raubgut.«

»Würde ich bei meinen Aufträgen jedes moralische Detail abklopfen, wäre ich längst arbeitslos«, entgegne ich.

Er runzelt die Stirn. »Vorgestern hast du den Geschäftsmann weggejagt, der dich mit einem Schmiergeldkoffer nach Dahlem schicken wollte.«

»Das war etwas anderes«, sage ich. »Niemandem schadet es, wenn ich heute Abend ein paar Artefakte für echt erkläre.«

»Es geht nicht darum, wem du schadest«, sagt er. »Es geht darum, wem du damit nutzt.«

»Es geht darum, dass ich die Miete bis nächste Woche zahlen muss, sonst verliere ich mein Büro«, fauche ich. »Du bist ein verdammter Moralapostel, Aki.«

Er blickt zu Boden. Und ich beiße mir auf die Zunge.

Im Gegensatz zu mir wird er nie laut, wenn er wütend ist, sondern ganz leise. Mir wäre es lieber, er würde die Beherrschung verlieren und mir all die Dinge an den Kopf werfen, die in ihm brennen.

»Bitte.« Cosima lugt aufgeschreckt zwischen uns hin und her. »Beruhigen wir uns doch.«

Auch Trylle, der soeben mit drei Umzugskartons auf der Schulter die Küchentür aufstemmt, wirft uns irritierte Blicke zu. Ein roter Kater erkennt seine Chance und entfleucht maunzend ins Treppenhaus.

»Professor!« Cosima stürzt ihm hinterher, Aki folgt ihr. Chaos bricht unten auf der Straße aus, als die Pixies versuchen, den Kater einzufangen, der sie seinerseits für Beute hält.

Und ich nutze das Chaos, um zu verschwinden.

2

Am U-Bahnhof Kurt-Schumacher-Platz ist sonntagvormittags der Hund begraben. Eine Handvoll verkaterter Leute schlurft mit gesenkten Köpfen an mir vorbei. Die Dealer sitzen auf ihrem Stammplatz, die riesigen weißen Sneaker vor sich geparkt wie Segelschiffe, und nicken mir brüderlich zu.

Der alte Dirk an seinem Zeitungskiosk ist nicht zu sehen. Schade, er hätte mir bestimmt im Tausch gegen einen Plausch eine zerknickte Schachtel Zigaretten zugesteckt.

So sieht der neue Fünfhunderteuroschein aus, titelt die Boulevardpresse. Fälschungssicher und säurefest - sogar gegen Pixie-Speichel.

Mir ist es egal, wie ein Schein aussieht, den ich eh nie in Händen halten werde. Doch die EU setzt auf Bargeld, seit die digitalen Finanztransaktionen durch die Wirtschaftskrisen von USA und China zunehmend an Stabilität verlieren. Zumindest begründet die Regierung damit die Grundüberholung unserer Geldscheine. Dass sie auch das Wasserzeichen austauschen, erwähnen sie seltener. Das Porträt der Europa ist als Symbol nicht mehr tragbar, seit die Stif als Pornodarstellerin berühmt wurde.

Ich marschiere die kaputte Rolltreppe hinauf ans Tageslicht. Der Verkehr ist ein Brausen ohne Gesicht. Es ist halb zehn, doch der Dezemberhimmel hängt so tief, als ob sich der Tag schon wieder verabschieden will.

Die Ampel winkt mich rüber auf den winzigen Platz. Eine Lichterkette blinkt an einem zerfledderten

Weihnachtsbaum, über der Tür des DPD-Shops flattern rot-goldene Zipfelmützen.

Noch acht Tage bis Weihnachten.

Eine frostige Bö braust mir auf der Scharnweberstraße entgegen. Die Stifs haben ihre eigenen Feste. Letztes Jahr tanzte ich mit Aki und Lore in diversen Clubs den 21. Dezember hindurch: die Wintersonnenwende, die längste Nacht des Jahres. Ab da beginnen die Raunächte, die Zeit der Geister und Hexen, der Dämonen und der Wilden Jagd.

Ich hüpfе über zugefrorene Schlaglöcher. Das L der ARAL-Tankstelle grüßt mich mit dem üblichen Wackelkontakt, hundertfünfzig Meter weiter schickt die Dönerbude meines Freunds Ali ihr warmes Licht in die Dämmerung. Der Gedanke an meinen leeren Geldbeutel verdrängt den Hunger.

Seufzend schließe ich die Tür neben Manfreds KFZ-Werkstatt auf. Darüber befindet sich mein Detektivbüro. Fünfundzwanzig Quadratmeter Bürofläche mit mintblauer Tapete, leidenden Grünpflanzen, meerblauem Sofa und einer Ozeanwelle auf Leinwand. (Lore hat mein Büro eingerichtet.) Mein ganzer Stolz ist das antike Ungetüm von Schreibtisch, das mir Tante Greta vererbt hat. Außerdem gibt es eine Küche mit einer Kaffeemaschine und einem Schrank voller leerer Weinflaschen, und ein Bad, das so beengt ist, dass ich mich hinter das Waschbecken zwängen muss, um die Tür zu öffnen.

Ich werfe mich auf den Schreibtischstuhl und schalte den PC an. Direktor Ludwigshof hat mir bereits eine Mail mit allen Unterlagen für heute Abend geschickt: ein Beratervertrag über vier Stunden, den bebilderten Ausstellungskatalog der Exponate und eine Liste weiterer Hintergrundinformationen.

Bevor ich die Unterlagen durcharbeite, gehe ich allerdings Akis Warnung nach und wühle mich online durch die Gerüchteküche der Stifs. Manifestierte oder Monster -

sie haben viele Namen, doch Stif hat sich durchgesetzt, abgeleitet vom englischen Wort Superstitionists. *Abergläubige*.

Die meisten Menschen haben sich mit ihnen arrangiert, wie mit dem merkwürdigen Nachbarn, den sie im Treppenhaus ab und zu grüßen, aber niemals zu einer Party einladen würden. Außer die Stoupies natürlich – so nennen die Berliner abschätzig die Groupies von Stifs. Was die einen fürchten, verzückt die anderen. Es gibt ganze Untergrund-Clubs mit Fetischen für Kobolde, Zwerge oder Nixen, was für die Stifs nicht unbedingt schmeichelhaft ist.

Manche behaupten, auch ich ginge lieber mit Stifs auf Partys als mit Menschen, und hätte mich deshalb auf übernatürliche Fälle spezialisiert. Aber das stimmt nicht. Ich gehe gar nicht mehr auf Partys. Und mit meinem Job fülle ich eine Marktlücke. Zugegeben, es ist eine ziemlich kleine Lücke, doch sie ist meine, und ich hüte sie wie einen Schatz. Anscheinend bin ich nämlich der einzige Mensch auf der Welt, der die Omega-Strahlung der Stifs wahrnehmen kann – und sie daher zuverlässig erkennt.

Außerdem fiel es mir immer schon leichter, zu helfen, als selbst Hilfe anzunehmen. Und sei es nur, weil ich dumm genug bin, um eine Schuld tilgen zu wollen, die ich niemals werde tilgen können: die Schuld meines Vaters.

Vor dreißig Jahren und drei Monaten explodierte eine Bombe in Tegel, im Institut für Psychotronik. Mein alter Herr – Amerikaner, groß, elegant, Schwarz und angeblich mit dem IQ von Einstein – arbeitete dort als führender Wissenschaftler für die CIA.

Es war die Zeit im Kalten Krieg, als alle in der Politik paranoid waren und neben einem Nuklearanschlag den einzigen Ausweg in transzendentalen Waffen suchten. In Berlin forschten die Amerikaner an der Omega-Drüse, einer winzigen Einheit in unserem Stammhirn, in der ganz bestimmte neuromagnetische Impulse geformt werden: unsere abergläubischen Ängste. Jahrelang arbeiteten sie

daran, diese Impulse mittels einer Maschine in Materie umzuwandeln und damit den Feind zu verwirren. Nun, der Feind war verwirrt genug, um inmitten eines der Experimente die Bombe zu zünden - auch wenn er das bis heute leugnet.

Die Explosion pulverisierte meinen Vater innerhalb einer Millisekunde. Meine deutsche Mutter traf die Druckwelle einen Bruchteil später und zwei Kilometer entfernt. Sie lebte gerade noch lange genug, um mich auf die Welt zu bringen. Mein Leben begann, während um mich herum in den Ruinen des einstigen Tegels beinahe zweihunderttausend Menschen starben.

Doch im CIA-Labor hatte die Explosion nicht nur alles Leben ausgelöscht, sondern eine Kettenreaktion erzeugt: Die radioaktiven Neutronen der Bombe und die manifestierten Photonen der Maschine traten in Wechselwirkung - und erschufen eine gänzlich neue Strahlung. Sie war kaum noch radioaktiv, hatte jedoch eine andere bahnbrechende Wirkung. Wie eine Flutwelle jagte sie um unseren Planeten und verlieh den Omega-Drüsen der Menschen für wenige Minuten Superkräfte. Die Omega-Strahlung.

Abergläubische Ängste und Vorstellungen, die in genug menschlichen Gehirnen herumspukten, manifestierten sich plötzlich. Kobolde plumpsten aus irischen Hügeln, Heilige stolperten an bayrischen Wallfahrtsorten herum, Bigfoot verirrte sich heillos in den Rocky Mountains.

Und manche Menschen veränderten sich. Frauen, die von ihren Nachbarn für Hexen gehalten wurden, wurden zu ihrem eigenen Schreck wirklich zu Hexen, indische Sadhus konnten tatsächlich durchs Feuer gehen. Und mein Neugeborenen-Gehirn mutierte zum Strahlungsdetektor. Zumindest glaube ich das.

Tante Greta, die Schwester meiner Mutter, hielt nichts davon, irgendwelche medizinischen Fachkräfte in meinen Kopf gucken zu lassen. Sie zog mich auf, bis ich dreizehn

war, dann starb sie an unbehandeltem Lungenkrebs. Ich vermisse sie heute noch.

Ich habe ihr Misstrauen gegenüber medizinischem Personal übernommen, gemeinsam mit ein paar Möbeln und einem echten Artefakt. Einer Hasenpfote, die ich an einer Kette um meinen Hals trage. Ich weiß nicht, ob sie mir je wirklich Glück gebracht hat. Doch auf dem Schwarzmarkt wäre sie einiges wert, denn der Besitz von magischen Gegenständen ist streng reglementiert.

Vor dreißig Jahren befeuerten die Artefakte den Tumult. Beispielsweise manifestierte sich der Stein der Weisen in London und entfesselte einen Mafiakrieg, der erst endete, als sich die Tochter des russischen Clanchefs mitsamt dem Stein in die Luft sprengte. Das gigantische Graffito von Banksy am Trafalgar Square, das ein Mädchen mit einem goldenen Stein und einem Luftballon zeigt, ist heute ein Londoner Wahrzeichen.

Die Welt hat sich angepasst. Es gibt inzwischen eine Vielzahl globaler Abkommen. Die Wissenschaft entwickelte technische Omega-Scanner. Jemanden zu verfluchen wird mit hohen Strafen geahndet, die Zucht schwarzer Katzen ist verboten, und die Zahl Dreizehn nur noch in der höheren Mathematik erlaubt. Außerdem gibt es vorgeschriebene Gefahrkennzeichen, die etwa an Leitern angebracht werden, damit niemand aus Versehen darunter hindurchgeht.

Und alle, die reisen, kennen die regionalen Informationstafeln und Hinweise auf Google Maps: *Wer in dieser Quelle badet, wird drei Jahre Pech haben. Wer bei Überquerung dieses Gipfels schmutzige Schuhe hat, trägt das Verderben mit nach Hause.*

Stifs, die für Menschen gefährlich waren und sich nicht anpassen wollten oder konnten, wie Vampire oder Werwölfe, wurden massakriert. Die überlebenden Stifs bleiben bis heute ein Rätsel. Die meisten sind stärker als wir, und ihre Wunden heilen schneller. Außerdem altern sie

nicht. Aki kam in der gleichen Nacht auf die Welt wie ich. Damals wie heute sieht er aus wie Anfang dreißig. Bald werde ich ihn äußerlich überholen - aber darüber will ich nicht nachdenken.

Die meisten Stifs in Berlin wohnen in der ZONE - dem Gebiet rund um den verstrahlten Einschlagkrater in Tegel, das die Regierung in den Neunzigern als vorübergehendes Auffanglager deklarierte. Zum einen brummt die Vereinten Nationen Deutschland auf, alle übernatürlichen Flüchtlinge aufnehmen zu müssen. Zum anderen heißt es, dass die Strahlung der ZONE sie anzieht. Vor allem, wenn der Rest der Welt sie abstößt. Fünfzigtausend Stifs sind es inzwischen. Und noch immer kommen mehr.

Wenn der Wind von Nordwesten kommt, kann ich die ZONE von meinem Büro aus hören. Ein pulsierendes Summen und Zischen, wie ein Kraftwerk voller Elektrizität. Und auch wenn ich es nie zugeben würde, mich zieht die Strahlung ebenfalls an. Manchmal, wenn ich aus meinem Bürofenster starre, wünsche ich mir, ich wäre dort. Als eine von vielen, die ich nicht bin. Genau deshalb bleibe ich lieber allein.

3

Es ist siebzehn Uhr, als ich die U-Bahn an der Friedrichstraße verlasse und mich durch dämmeriges Schneegestöber Richtung Museumsinsel kämpfe.

Auf einem vorbeibrausenden Bus wirbt der gelbe Schriftzug der BVG mit *Ungeheuerlich günstig - das Tagesticket für die Metropole des Übernatürlichen*.

Die Fußwege in Berlin-Mitte sind länger als in jedem anderen Viertel. Ausladende Bauwerke erheben sich an den Straßen wie eine Sammlung von Statussymbolen, zwischen ihnen veröden tot betonierte Plätze. In Kreuzberg würden sich die Investoren um so viel Freifläche duellieren. In Mitte gilt Platzverschwendung als schick.

Ich ziehe die Kapuze des Parkas in die Stirn und trotte vorsichtig am Flussufer entlang. Der Gehsteig ist eisglatt. Auf der anderen Seite der Spree erhebt sich das Pergamonmuseum wehrhaft wie eine Burg gegen den Winterhimmel, dahinter folgt der weiße Kolonnadengang der Simon-Galerie.

Eine Gestalt kommt mir entgegen, genauso verummmt wie ich. Das Surren von Omega eilt ihr ein paar Schritte voraus. Ein Stif. Es macht einen Schritt zur Seite, um mir auszuweichen.

In dem Moment, als wir aneinander vorübergehen, Schulter an Schulter, trifft mich ein Stoß. Ich pralle gegen das Gelände und halte mich gerade noch fest.

»He, was soll das?«

Als Antwort ein weiterer Stoß. Meine Finger krampfen um das eisige Metall, meine Füße rutschen über das